

für Oliver Lubrich

Am 13. September 1857, dem Vorabend von Humboldts achtundachtzigstem Geburtstag, meldete dessen langjähriger Bedienter Johann Seiffert seinem Herrn einen fremden Besucher. „Ich studiere gerade den Oberlauf des Orinoko“, sagte Alexander von Humboldt, ohne aufzublicken von der vor ihm ausgebreiteten Landkarte, „und wünsche nicht gestört zu werden!“ Wie einst Luther in Wittenberg hatte der weltberühmte Gelehrte eine Bekanntmachung an seine Haustür geheftet zum Abwimmeln unerwünschten Besuchs. Das „Ruf um Hilfe“ betitelte Schreiben hatte folgenden Wortlaut: „Leidend unter dem Drucke einer immer noch zunehmenden Correspondenz, fordere ich all jene, die mir ihr Wohlwollen schenken, auf, sich weniger mit meiner Person zu beschäftigen und mein Haus nicht als Adress-Comptoir zu benutzen, damit bei abnehmender Kraft mir Ruhe und Muße zu eigener Arbeit verbleibe!“

„Der Fremde lässt sich nicht abweisen“, erklärte Seiffert. „Er behauptet, sie persönlich zu kennen, und besteht darauf, mit Ihnen zu sprechen.“ – „Wie heißt der Ruhestörer?“ – „Monsieur Montblanc.“ – „Der Montblanc ist die höchste Erhebung der Alpen, aber er ist nur halb so hoch wie der Chimborazo, den ich mit meinem einheimischen Führer bestieg, bevor ein Wetterumschwung uns zur Umkehr zwang!“

Seiffert räusperte sich. „Habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt? Also gut, führen Sie den Mann herein!“ Die Tür quetschte in den Angeln, die Dielen knarrten, und als sei er um Jahre verjüngt, stand Humboldt auf und ging mit ausgebreiteten Armen auf den Besucher zu, während die auf dem Tisch liegende Landkarte, vom Druck seiner Ellbogen befreit, sich raschelnd zusammenrollte. „Bonpland, welche Überraschung!“

Vor vierzig Jahren hatten die Wege der Freunde sich getrennt – für immer, wie es schien. Aimé Bonpland hatte ihn auf der mühsamen und gefährlichen Reise zum Oberlauf des Orinoko begleitet und weiter über Quito, Lima, Mexiko und La Habana nach Washington, wo Präsident Jefferson die beiden empfing. Damals war Bonpland noch ein strahlender Jüngling, dessen Stirnlocken an Napoleon oder Kaiser Augustus erinnerten, und Humboldts Blick hatte wohlwollend auf ihm geruht, wenn er fröstelnd vor Kälte in seine Hängematte kroch, während ringsum die Tiere des Urwalds zu lärmern begannen. Und er spürte so etwas wie Eifersucht, jedes Mal wenn Bonpland seine steigewordenen Glieder von einer Indiofrau massieren ließ. Jetzt aber war das einst so offene Gesicht des Freundes mit grauen Bartstoppeln übersät, und die verkniffenen Mundwinkel zeigten nach unten: kein Wunder nach zehn Jahren Verbannung in Paraguay, dessen Diktator Dr. Francia ihn unter Hausarrest gestellt hatte, weil er Bonpland verdächtigte, das Geheimrezept für Matete auszuspienieren und auf eigene Rechnung vermarkten zu wollen.

„Alles war halb so schlimm“, sagte Bonpland, als hätte er Humboldts Gedanken erraten. „Dr. Francia regierte sein Land wie eine Hacienda, die er mit Kakustrecken und Wassergräben voller Krokodile gegen die feindliche Außenwelt abschottete, aber er las Rousseau und bewunderte Robespierre!“ – „Hört, hört“, rief Humboldt, ohne seinen Abscheu zu verhehlen, „wärdst du nicht besser in Malmaison geblieben und hättest die Gärten von Napoleons Gattin kultiviert, als dich in Einöden herumzutreiben, die für Naturforscher ohne Interesse sind?“ – „Für die Llanos und Pampas mag das stimmen, aber der Osten von Paraguay ist ein Garten Eden, wo alles wächst und gedeiht. Auf meiner Versuchsfarm habe ich reiche Ernten erzielt. Arme Joséphine“, fügte er in Erinnerung an Malmaison hinzu. „Nicht alle Blütenträume reifen!“ –



Alexander von Humboldt, der heute vor 250 Jahren geboren wurde, 1845 in seinem Berliner Arbeitszimmer, aquarelliert von Eduard Hildebrandt

Foto AKG

Hans Christoph Buch

Unverhofftes Wiedersehen

„Das ist wohl wahr“, meinte Humboldt, „und ich bin das beste Beispiel dafür!“ – „Im Gegenteil – bis auf Ihren weißen Haarschopf haben Sie sich nicht verändert, Herr Baron!“

Humboldt entzog sich der Umarmung und wich einen Schritt zurück. „Danke für die Blumen, aber auf Adelstitel lege ich keinen Wert. Im Lauf meines Lebens habe ich zu viele Könige und Kaiser in der Versenkung verschwinden sehen, doch wem sage ich das? Am Orinoko haben wir uns geduzt – dabei belassen wir es. – Weißt du noch“, setzte er, vom Französischen ins Spanische übergehend, hinzu, damit sein Bedienter das Gespräch nicht verstand, „wie du einen Jaguar am Schwanz packtest und ihm den Affenschinken entwandst, den er aus dem Proviantkorb stahl?“ – „Und erinnerst du dich“, konterte Bonpland, „wie du deinen Stiefel verlorst, als ich dich aus dem Rachen eines Kaimans befreite? Das ist der Grund, warum die Papageien am Orinoko bis heute unsere Namen krächzen!“ – „Welche Namen?“ – „Humboldt und Bonpland, was sonst?“ – „Es muss Bonpland und Humboldt heißen, denn von 6000 Pflanzen, die

ich dem Muséum d'Histoire Naturelle vermachte, hattest du die Mehrzahl gesammelt und klassifiziert. Doch es gibt Wichtiges zu bereden“, sagte Humboldt, „wie das Schicksal meines Schülers Schlagintweit, den Muslimrebell in Kaschgar abgekehrt haben: Sunniten oder Schiiten – das ist die Frage! Aber du wirst dir sein. Möchtest du Kaffee oder Tee. Oder lieber ein Glas Punsch?“

„Ich habe etwas Besseres mitgebracht – schau her!“ Bonpland schnürte einen Lederbeutel auf, den er Humboldt unter die Nase hielt. „Das ist Yerba de Mate, ein probates Mittel gegen Altersgebrechen jeder Art. Ich habe die Kräutermischung verfeinert, indem ich ihr Bitterstoffe entzog. Am Rio de la Plata wird Mate mit Silber aufgewogen oder mit Pferden bezahlt!“

„Behalte deinen Schnupftabak für dich“, rief Humboldt nach einem heftigen Nießanfall. „Setz dich auf das Sofa und erzähl mir, wo du dich herumgetrieben und was du ohne mich angestellt hast. Ich stehe lieber, weil mir das Sitzen nicht bekommt!“

„Zehn Jahre lang habe ich kein Brot gegessen, keinen Wein getrunken und kein

Wort Französisch gesprochen oder gehört“, sagte Bonpland nach einer Denkpause. „Aber die Geiselhaft hat mich berühmt gemacht. Ich war selbst schuld, denn ich hatte mich in ein Wespennest gesetzt. Aus Dr. Francias Sicht war die Grenzprovinz, in der ich mich niederließ, paraguayisches Territorium, das Argentinien widerrechtlich besetzt hielt. Was mich noch verdächtiger machte als die in Corrientes ansässigen Franzosen, die mit Paraguay Handel treiben wollten, war mein Ruf als Botaniker. Für Francia ließ das nur einen Schluss zu: Ich wollte ihm das Mate-Monopol streitig machen. Also setzte er ein Kavallerieregiment in Marsch, das bei Nacht und Nebel die Grenze überschritt, meine Peones nieder machte und mich nach Paraguay verschleppte. Dort lernte ich, Mais und Maniok anzubauen, Zitrusfrüchte und Zuckerrohr zu ernten. Ich heiratete eine Indiofrau, wie der Diktator es den Europäern vorschrieb, und als ich Paraguay auf Francias Befehl wieder verließ, war ich ein reicher Mann, Besitzer einer Rinder- und Pferdeherde und einer Bootsladung Tabak und Yerba Mate. Während ich am Ufer des Paraná

auf die Ausreisepapiere wartete, stahlen Indianer meine Pferde, Viehdiebe die Rinder, und der Zoll konfiszierte mein Gepäck, um die Kosten der Überfahrt zu bestreiten, so dass ich mittellos, nur mit meinem Hemd am Leib, am brasilianischen Ufer dem Kanu entstieg.“

„Hast du Dr. Francia persönlich gekannt?“

„Die Briefe, die ich ihm schrieb, um meine Loyalität zu bekunden, kamen ungeöffnet zurück, ebenso wie die Protestschreiben aus Mexiko, das mich zum Ehrenbürger ernannte, von Simón Bolívar und dir, lieber Humboldt. Den Botschafter Brasiliens erklärte Francia zur Persona non grata und wies ihn aus, als er meine Freilassung verlangte. In seinen Augen war Südamerikas Unabhängigkeit nur ein Vorwand, um sich Paraguay einzuverleiben, und damit lag er gar nicht so falsch, weil das Binnenland nur prosperierte, solange es seine Nachbarstaaten auf Distanz hielt.“

„Und du bist Francia nie begegnet?“

„Ja und nein. Ich studierte die Heilkräuter der Indios, und Dr. Ringier, ein Schweizer Arzt, dem der Präsident Zutritt zu seinen Gemächern gewährte, konsultierte

mich, wenn er nicht weiterwusste und mit seiner Kunst am Ende war. Eines Nachts hielt eine von Reitern eskortierte Kutsche, der ein mönchisch gekleideter Mann entstieg, vor meiner Lehmhütte. Das von Pockennarben entstellte Gesicht war von einer Kapuze umhüllt. Es war der Leibhaftige – so wurde Dr. Francia von seinen Untertanen genannt. Wie viele Paraguayer litt er an Syphilis, denn er war polygam. Mit Gottes Hilfe, Chinarinde und grünem Sellerie, gelang es mir, sein Leiden zu lindern. Dr. Francia war wortkarg, sagte nur das Nötigste und fuhr erst im Morgengrauen in die Hauptstadt zurück.“

„Worüber hast du mit dem Tyrannen geredet?“

„Er sprach von seiner Tochter, die in einen Spanier verliebt war. Um sie von ihrer Leidenschaft zu kurieren, zwang er sie, als Prostituierte zu arbeiten.“

„Hört, hört!“

„Es nutzt nichts, Francia zu verteufeln, denn unter seiner Herrschaft ging es Paraguay besser als je zuvor. Heute führt das Land einen sinnlosen Krieg, der es fast entvölkert hat; Präsident López schickt unbewaffnete Kinder an die Front, denen er, um den Feind zu erschrecken, Bärte aufmalen lässt.“

„Und was hast du in all den Jahren gemacht?“

Er habe seinen Garten bestellt wie Candide im Roman von Voltaire, sagte Bonpland. Brasiliens Kaiser Dom Pedro und Argentinis Diktator Rosas hätten ihm Land geschenkt, und mit dem von seinem Vater geerbten Geld habe er in Uruguay eine Hacienda gekauft, Heilkräuter angepflanzt, Merino-Schafe und Durum-Weizen aus Europa importiert und sich als Arzt, Viehzüchter und Gentleman-Farmer einen Namen gemacht. Wenn er sich einsam fühlte, sei er nach Buenos Aires oder nach Montevideo gereist, um botanische Zeitschriften und politische Gazetten zu lesen und Briefe in die Heimat zu expedieren. Er bereue nichts und ziehe sein unstetes Wanderleben einem gesicherten Auskommen in Frankreich vor.

„Und jetzt – was führt dich zu mir?“

„Pardon, Monsieur“, sagte der Bedienter. „Die Besuchszeit ist um. Mein Herr braucht Ruhe, die ihm der Arzt verordnet hat, damit er die Strapazen seines Geburtstags übersteht!“

„Einen Augenblick noch“, sagte Humboldt und nahm schwer atmend auf dem Sofa Platz. „Was kann ich für dich tun?“

„Ich habe an Napoleon III. geschrieben und ihn daran erinnert, wie er als kleiner Junge in Malmaison auf meinen Knien schaukelte. Seit ich ihm zu seiner Machtergreifung gratuliere, ist der Kaiser mir gewogen. Eine französische Fregatte segelt demnächst nach Asunción, um diplomatische Beziehungen anzuknüpfen und Paraguay zu annektieren – die Gelegenheit ist günstig, weil das Regime von Pancho López auf schwachen Füßen steht. Ich bin als Unterhändler dabei. Fahre mit, begleite mich nach Asunción, und wir spannen unter einem Ombú-Baum am Ufer des Paraná unsere Hängematten auf!“

„Paraguay sehen und sterben“, flüsterte Humboldt, „ich fürchte, dafür bin ich zu alt!“ Und er richtete seinen verschwimmenden Blick auf einen Punkt, der weiter entfernt und doch näher lag als Asunción. „Warum bleibst du nicht in Berlin und übernimmst meine Stelle als Geschichtenerzähler am preußischen Hof? Immer wenn ich vom Orinoko spreche, gähnt die Königin, und der König schläft ein. Dagegen ist kein Kraut gewachsen – nur Matete könnte das Königspaar aus dem Dornröschenschlaf wecken!“ – „Quod erat demonstrandum“, seufzte Bonpland und tupfte sich eine Träne von der Wange, während Johann Seiffert leise die Tür hinter ihm schloss.

P. S.: Alexander von Humboldt starb am 6. Mai 1859 in Berlin, Aimé Bonpland am 11. Mai 1858 in Corrientes. Nach ihrer frühzeitigen Trennung sind beide sich nicht wieder begegnet.

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm „Tunnel über der Spree – Traumpläne der Literatur“ (Frankfurter Verlagsanstalt).

Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Nelly Sachs

Mathias Mayer

Der Marionettenspieler

Die weite Welt war zu dir eingegangen
Mit Sand im Schuh und Ferne an den Wangen.

Am Sonnenfaden zogst du sie herein
Da ruhte sie auf deinem Meilenstein.

Die Schwalbe baute in Elias Haaren
Ihr Nest; bis er in Sehnsucht aufgefahren.

Der Totengräber nach dem Rätsel grabend
Fand eine Jungfrau in dem Rosenabend.

Das Zwillingpaar aus Lächeln und aus Weinen
Versuchte sich in Liebe zu vereinen.

So tanzte Erde rund mit ihrer Sternmusik
Auf deiner Hand; bis sie verlassen schwieg.

Elegie über die weite Welt und eine kleine Hand

Ihrem ersten Gedichtband, „In den Wohnungen des Todes“ von 1947, hat Nelly Sachs einen Zyklus „Grabschriften“ integriert, dem auch das vorliegende Gedicht entstammt. Teile des Zyklus wurden schon 1942/43 im schwedischen Exil geschrieben, nachdem sie vom Verlust ihr nahesteher Menschen erfahren hatte. Kurze Zeit später kommentierte die Autorin die Entstehung der Texte: „Aber diese Elegien sind mir selbst in einem großen Geheimnis gekommen.“ „Der Marionettenspieler“ wird auf den Zeitraum zwischen 1943 und 1946 datiert.

Der durch seine Initialen vertretene Marionettenspieler – oder war es eine Frau? – ist wohl nicht bekannt, in den Typoskripten sind sogar zwei Varianten überliefert, neben dem „K.G.“ findet sich auch ein „P.M.“, und im Unterschied zu anderen der Elegien hat die Autorin diesen Text nicht weiter aufgeschlüsselt oder erläutert. Aber wir wissen, dass Nelly Sachs in ihrer Frühzeit selbst neben Gedichten und Legenden im Stil der von ihr verehrten Selma Lagerlöf auch Puppenspiele geschrieben hat. Die sechs Strophen, die zunächst so unterschiedlich scheinende Bildwelten verbinden, sind durch die Anrede

an ein Du gegliedert, sie ergeben eine Rahmung. Die beiden ersten und die letzte Strophe wenden sich an den im Titel Angesprochenen, sie sind ein Dialog mit dem zum Vermutlichen Gebrachten, Nachruf und Elegie in einem.

Ist zunächst davon die Rede, dass er vermochte, „die weite Welt“ zu sich heranzuholen, indem die Wege in die Ferne berufen werden, so zeigt sich in der zweiten Strophe die große Kunst des Marionettenspielers: Was ihm gelungen ist, wird als ein „Meilenstein“ beschrieben, es ist die Kraft und Magie einer Verdichtung der weiten Welt in die kleine Welt der künstlichen Figuren. Er hat den „Sonnenfaden“ seiner Kunst gesponnen, ein selten gebrauchtes, bei Schiller zu findendes Bild, belegt ist es übrigens in seinem Gedicht „Elegie“. Ob Paul Celan, als er Jahrzehnte später das Wort „Fadensonnen“ prägte und sogar einen Gedichtband so überschrieb, an diesen Zusammenhang dachte?

Die drei mittleren Strophen entwerfen drei Szenarien aus verschiedenen Bereichen, die offenbar im Spiel der Marionetten präsent waren – die Welt des Alten Testaments mit dem Propheten Elias; sodann die überraschende Begegnung zwischen Leben

und Tod, der Jungfrau „in dem Rosenabend“ und dem Totengräber; zuletzt dann der Versuch, Sympathie und Schmerz in Lächeln und Weinen als Erfahrung der Liebe zu vereinen. Möglicherweise besteht hier eine Verbindung zu dem im Nachlass erhaltenen, unpublizierten Marionettenspiel aus Nelly Sachs' früherer Phase: „Elia und die Liebenden“.

Am Schluss kehrt das Gedicht zur Würdigung dieser großen Kunst im Kleinen zurück – die weite Welt erscheint als „Erde rund mit ihrer Sternmusik“ im Spiel des Künstlers, der mit seiner Hand die Magie der Welt einzufangen wusste; die Musik der Sphären, der Sterne, verweist auf den auch durch die Rundung angesprochenen harmonischen Charakter seines Wirkens zurück, ein Wirken, das durch die Verbrechen gewaltsam zum Schweigen gebracht wurde. Das Gedicht ist dabei Klage wie auch Einspruch gegen das Verschweigen, es ist Gedächtnis und Würdigung, Zeugnis einer Anerkennung, die den Meilenstein in eine Grabschrift, in die lapidare Sprache verwandelt hat.

Zugleich ruft es die große Tradition des Puppenspiels herauf, das in allen Kulturen zu einem Spiel auf der Grenze zwischen Tod und Leben angesiedelt ist – als Begegnung

zwischen dem leblos scheinenden, sprachlosen Körper der Puppe oder der Marionette, und der damit verknüpften Frage nach ihrer Lenkung durch den Spielmeister oder den Marionettenspieler. Immer geht es dabei, schon in den „Nomoi“ Platons, auch um die Existenz des Menschen, die Frage seiner Abhängigkeit und Freiheit, um die Moral oder die Grazie seines Handelns, etwa in Kleists unübertroffenem Versuch „Über das Marionettentheater“, oder um das Verhältnis von Sprache und Schweigen. Im Gedicht von Nelly Sachs wird dieser Zusammenhang zum Meilenstein einer Erinnerung, zu einer Elegie über das zerstörte Gespräch zwischen der weiten Welt und einer kleinen Hand.

Nelly Sachs: „Werke“. Kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Aris Fioretos. Band 1: „Gedichte. 1940 bis 1950“. Hrsg. von Matthias Weichelt. Suhrkamp Verlag, Berlin 2010. 342 S., geb., 44,- €.

Von Mathias Mayer ist zuletzt erschienen: „Alexander Moissi. Ein Schauspieler als Schnittfläche der Klassischen Moderne“. Hrsg. von Mathias Mayer und Marco Holubarsch. Ergon Verlag, Baden-Baden 2018. 257 S., geb., 48,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.